

Als die Bahnabteile noch nach Rauch rochen und man keine Klimaanlage brauchte. Bettina Balàka über ihre Interrail-Reisen.  
SEITE III



[David Diaz/dpa/Apa Images]

ES ist unglaublich, wie sofort und unmittelbar es auf den Körper wirkt. Kaum ist das Flugzeug gelandet, kaum hat man den Flughafen betreten, kaum hat man die Passkontrolle hinter sich, stellt sich ein Gefühl von Ruhe und Sicherheit ein. Ich habe das völlig unterschätzt. Die Wirkung des permanent auf der Hut-sein-Müssens, des niemals genau planen Könnens und nie zu wissen, ob Geplantes auch stattfinden wird. „In Israel kauft man keine grünen Bananen“ ist ein landläufiges Sprichwort. Man kann nie wissen, ob man sie gereift noch genießen wird.

Zurück in Wien muss ich daran denken, was mir mein Freund Marwan einmal erzählt hat über seine Ankunft in Österreich nach einem Leben im Bürgerkrieg in Beirut. Er hat mir damals erzählt, dass er einen Kulturschock erlitten hat: „Das ist alles so stinknormal!“ Ich verstehe jetzt viel besser, was er gemeint hat. Wenige Tage, nein, Stunden nach meiner Ankunft hat sich dieses Gefühl der Erleichterung in unglaublichen Zorn verwandelt. Erst mit der monatelangen realen Erfahrung von Krieg in Jerusalem ist mir klar geworden, welch ungemeines Privileg in Österreich lebende Menschen haben. In meinen Augen ist dieses Privileg historisch unverdient, und ich sage das nicht leichtfertig, ich habe recherchiert, was meine vier Großeltern, deren Geschwister, deren Eltern und so weiter in der Zeit von der Monarchie bis zum Nationalsozialismus so getrieben haben.

Danach hat man sich durchgewurschtelt, die eigene Vergangenheit zurechtgebogen, und man könnte sagen, Riesenschwein gehabt, dass Österreich in der neuen Geopolitik als „Leo“ gebraucht worden ist, wie wir als Kind beim Fangenspielen gesagt haben. Nicht auszudenken,

**IMPRESSUM: SPECTRUM**  
Redaktionelle Leitung: Mag. Bettina Eibel-Steiner  
Zeichen der Zeit, Literatur: Mag. Linda Stift, Mag. Erwin Uhrmann  
Architektur: Mag. Linda Stift  
Anschrift: 1030 Wien, Hainburger Straße 33  
Telefon: 01/51414-Serie  
Fax: 01/51414-345  
E-Mail: spectrum@diepresse.com  
Mehr im Internet: diepresse.com/spectrum

was gekommen wäre, hätten sie den Zweiten Weltkrieg gewonnen. Wie hätten die Erzählungen derselben Menschen wohl dann geklungen?

Jetzt bin ich also zurück in Wien, und ich muss an den Buchtitel von Milan Kundera denken: „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“. Ich bin sonst absolut kein zorniger Mensch. Doch die mir sehr vertraute österreichische Art des Suderns und Jammerns bei gleichzeitiger subkutaner Aggression - „Mikro-Aggression“ heißt das wohl jetzt auf Neudeutsch, auf „Alt-österreichisch“ hätte man es auch Hinterfotzigkeit genannt, wird mir plötzlich unerträglich. Viele Menschen hier befinden sich andauernd so, als hätte man ihnen gerade die Butter vom Brot geklaut, und dabei scheinen sie keine Ahnung davon zu haben, wie gut es ihnen geht.

Es ist Wochenende, wieder einmal bin ich zu spät im Supermarkt einkaufen. Die Massen drängen sich zur Kassa. Ich habe versucht, meinen Einkauf so abzuschätzen, dass ich alles in meinem Rucksack verstauen kann. Nach dem Bezahlten stelle ich fest, ich habe die Dinge nicht gut eingeschichtet, und ich beginne, die Produkte noch einmal herauszunehmen, um alles unterzubringen. Als der junge Mann hinter mir wahrnimmt, dass ich wieder Sachen aus meinem Rucksack nehme, fährt er mich auf brutalste Weise an: „Sie haben schon bezahlt, verschwinden Sie!“ Ich schaue ihn an und sage zu ihm: „Warum so gehetzt? Sie wissen es vielleicht noch nicht, aber am Ende werden wir alle sterben.“ Nach einer kurzen Schrecksekunde beginnen alle Herumstehenden inklusive der Kassiererin zu lachen. Da muss selbst der junge Mann schmunzeln.

Ich habe nun schon seit Wochen das Gefühl, dass mich eine wohl gepflegte Bewusstlosigkeit umgibt. Sie ist weder zufällig noch unbeabsichtigt. Doch Krieg findet nonstop in den Medien statt. Man liest, hört und sieht, wie sich der Drohnenkrieg immer grauenhafter intensiviert, in der Ukraine und in Russland, im Iran,

der arabischen Halbinsel und in Israel. Man kann die verheerenden Auswirkungen der Einschläge ballistischer Raketen auf allen sozialen und nichtsozialen Medien erste Reihe fußfrei studieren: Weltuntergangsstimmung. Die letzten Tage der Menschheit sind erneut angebrochen, aber anders als es Karl Kraus für den Ersten Weltkrieg beschrieben hat, hält sich die Euphorie in Grenzen. Man stellt sich tot.

*Lebewesen reagieren im Allgemeinen auf Gefahr zuerst meist damit, davon zu rennen, doch wenn das nicht zielführend erscheint, versuchen sie sich totzustellen. Erst in der äußersten Aussichtslosigkeit gehen sie zum Angriff über - Fight-Flight-Freeze.* Mir scheint, hier in Europa befinden sich die Menschen an der Schwelle vom sich Totstellen zur Aggression. Niemand ist in unmittelbarer Gefahr, kaum jemand weiß überhaupt aus eigener Anschauung, wie es sich anfühlt, wenn eine ballistische Rakete über einen hinwegrauscht oder eine Drohne über einem schwebt. Alles bis jetzt nur virtuell, alles „fantastisch“. Dennoch drängt sich mir immer stärker der Gedanke auf, dass sich die große Unbedarftheit in ihrer eigenen Larmoyanz entlarvt, denn die Erinnerungen an den „Großen Krieg“ stecken hier überall tief im Unterbewusstsein, in den kollektiven Knochen.

1. Rückblende: Wie viele andere Wiener fahre ich mit Kleidern, Decken und Sanitärprodukten zum Hauptbahnhof. Es ist Winter 2015. Willkommenskultur, Balkanroute, Flüchtlinge ... In dem Moment, wo ich die große Halle mit all den Feldbetten betrete und die vielen erschöpften Kinder sehe, überwältigen mich meine Gefühle. Der Krieg ist zu uns gekommen, zu Fuß mit seinen Opfern. Es fühlt sich an, wie eine tief verschüttete Erinnerung, die plötzlich mit aller Macht in mein Bewusstsein dringt. Aber was genau war es, das bei mir diesen starken Schmerz auslöste, damals am Hauptbahnhof?

Ich habe mich damals sehr „betroffen“ gefühlt, aber wenig begriffen.

2. Rückblende: Ich war am Freitagabend, den 16. November 2012 bei Freunden im Dorf En-Karem bei Jerusalem zum Essen eingeladen.

Nach Monaten **Krieg in Jerusalem** zurück in Wien: Viele Menschen hier benehmen sich, als hätte man ihnen gerade die Butter vom Brot geklaut - sie scheinen keine Ahnung davon zu haben, wie gut es ihnen geht.

Von Friedemann Arbel Derschmidt

# In Israel kauft man keine grünen Bananen

Mein Freund kredenzte mir ein Glas wunderbaren Rotweins, als plötzlich die Sirenen losgingen. Das war damals für diese Gegend komplett neu, und so wurde ich Zeuge des ersten Raketenangriffs aus Gaza auf Jerusalem. Der Begriff Zeuge ist irreführend, weil er so tut, als würde man nur unbetroffen einer Sache zuschauen. Im Gegenteil haben wir uns unter ein betoniertes Vordach notdürftig untergestellt und mich überkam ein starkes Gefühl der Erregtheit gepaart mit einer irritierenden Vertrautheit. Das war nicht die Reaktion auf die damals vergleichsweise harmlose singuläre Rakete, die ich in einiger Entfernung detonieren hörte. Nein, es war, als würden sich all die Kriegserzählungen der Großelterngeneration plötzlich assoziativ entladen.

**Mitglieder des „Kameradschaftsbundes“**

Auch damals dachte ich, jetzt ist „der Krieg“ bei mir angekommen, fühlte mich aber völlig unbetroffen. In Wahrheit war jener Krieg immer schon in mir, von dem damals die Älteren in einer Weise sprachen, als hätten wir Nachgeborenen - eigentlich „das Wesentlichste“ *versäumt*. In meiner Generation war der Zweite Weltkrieg trotz aller Verdrängung omnipräsent, und irgendwie hatte ich das Gefühl, sowieso ein Spezialist dafür zu sein. Ich nahm daher eine grotesk unberührte Haltung ein, die mir Sicherheit gab in der Verunsicherung, die ich nicht wahrhaben wollte.

3. Rückblende: Irgendwann Anfang der 1980er-Jahre wurde mir angeboten, Mitglied im lokalen „Kameradschaftsbund“ unseres Dorfes in der Nähe von Salzburg zu werden. „Rekrutieren“ wurde das genannt. Der Verein hat bereits begonnen, an Überalterung zu leiden. In fast allen Orten in Österreich gibt es bis heute solche Kriegsveteranen-Vereine. Der Bauer, bei dem wir die Milch bezogen, war wohl die ersten 18 Jahre seines Lebens kaum mehr als acht Kilometer von seinem Hof entfernt unterwegs gewesen, und dann kam das Dritte Reich und nahm ihn mit auf „die Weltreise seines Lebens“: als Soldat der Wehrmacht eines Staates, der nicht Österreich war.

Ich weiß nur mehr, dass seine militärische Karriere als deutscher Soldat bei der Landung der Alliierten in der Normandie geendet hat. Ich weiß auch von seinem Sohn, mit dem ich die Volksschule besucht habe, dass sein Vater

**Fortsetzung Seite II**

Uwe Kolbe

Ein Beipackzettel

Ich hoffe, die Kiesel haben nicht alle Flussmuschelschalen zerrieben.

Falls Krümel herausfallen, sie sind vom gegessenen Brot. Der Sand ist der Sand.

Die Landkarte, um dir zu zeigen, wie weit das Einzugsgebiet reicht. Legende folgt.

Pardubice, September

Du denkst den Gedanken der Trauer, Zurückliegendes. Rings spielen die Kinder, die Bogenschützen, Wildwasserkanuten, rings wackeln die Avatare.

Du denkst den Gedanken und wirst diese Software nicht schreiben können, die Hardware nicht walzen, du denkst den Gedanken der Trauer, Vorangegangenes.

Du denkst: Tycho, denkst deinen Meridian, forschst in Folianten, während ringsum Frauen lachen, Kinder löffeln Eis mit minzefarbener Soße.

Benátky nad Jizerou

Willst da den Zirkel einstechen, Jahr 1600, bei diesem Schloss, wo Tycho Brahe, noch der berühmte, jungem Herrn Kepler wie grundlos einige Zahlen vorenthielt. Lauf da der böhmischen Elbe, zeitgenössische Kartenansicht, siehst da das Himmelsgewölbe, hörst, wie die Sphäre klingt.

Die Reise

Der Strömung entgegen vorwärts, den kühleren hügligen Gegenden zu.

Das Salz ist lang ausgeschüttet, das Meer leckt mit seinen Zungen an Dämmen, da steht wer und schaut, als gäbe es noch was zu staunen.

Der schweigende Brand der Gestirne wie eines Wagens lenkenden Sohns, der durch das große Tor drängte.

Wie zugewandt in den Steinen, zugewandt in den schönen Kieseln, den Grund wieder aufzufüllen, den Farben neue Namen zu finden

und bald auch, bald den Gestirnen. Noch wagt niemand so eine Reise noch wagt niemand so ein Glück.

Hart Crane

Es war nicht sein Fehler, in der Karibik für immer von Bord zu gehen. Kein einziger Drink war zu viel, keine Liebe zu früh. Es war etwas in der Anlage, ein lyrisches Widerstreben in sehr großer Breite. Komm lass es gelten so wie die Ebene, so wie den Horizont zu beiden Seiten des Flusses.

Uwe Kolbe, geboren 1957 in Berlin, lebt in Dresden. Er ist Autor von Romanen und Gedichtbänden. Die Gedichte stammen aus seinem Band „Das Elter der Elbe“ (S. Fischer), in dem Kolbe den Fluss, der vom Riesengebirge bis zur Nordsee fließt, und dessen Natur- und Kulturgeschichte zum Anlass für seine Reflexionen nimmt.

Friedemann Arbel Derschmidt: In Israel kauft man keine grüne Bananen

Fortsetzung von Seite I

nicht mehr durchschlafen konnte, sondern oft schreiend aufgewacht ist. Wie viele der Millionen der besiegten, völlig gebrochenen Soldaten haben nach dem Zusammenbruch des Nazi-Imperiums wohl schwerste posttraumatische Belastungsstörungen mit nach Hause gebracht? Die Zuhausegebliebenen waren überfordert und wollten am liebsten nichts darüber wissen. So fanden sich in unserem Dorf, wie in all den vielen anderen Ortschaften auch, all jene zusammen, die Ähnliches erlebt und getan hatten.

Mit wem hätten sie sonst reden sollen? Waren nicht die meisten anderen Zeitgenossen auch auf die jeweils eigene Art befangen? Wofür war all das, was man in den letzten fünf Jahren getan, durchlitten und verbrochen hatte, eigentlich gut gewesen? Es war ein verzweifelter Versuch, eine Art von Selbsthilfegruppe zu schaffen. Man ist bei viel Bier miteinander ins Gespräch gekommen, um sich Linderung zu verschaffen. Doch welche Antworten konnten Entlastung bringen? Und meist kamen wohl die „besten Antworten“ zur Rechtfertigung des eigenen Handelns aus dem Arsenal der ehemaligen NS-Propagandamaschine, und so sprach man viel von Heldentum und Heimatverteidigung. Es würde mich nicht wundern, wenn nicht wenige der Unbedarfteren erst in diesem Milieu nach dem Krieg politisiert worden sind. Eine Art „post-war-second-hand-Ideologisierung“.

“

Der Sarg wird ins Grab gesenkt und die Blasmusik spielt inbrünstig einen alten Wehrmachtshit. Wir schreiben das Jahr 2026.

Szenenwechsel: Wir stehen am offenen Grab eines meiner Onkel in einem Dorf im Tullnerfeld. Für meine israelische Frau ist es das erste katholische Begräbnis überhaupt, und so erkläre ich ihr flüsternd, was sich gerade abspielt. Wir haben bereits die Totenmesse hinter uns und dabei gelernt, dass mein Onkel ein hochgeachtetes Mitglied der lokalen freiwilligen Feuerwehr war. Auf seinem Sarg war sogar sein Feuerwehrhelm platziert. Es sind ausgesprochen viele Leute da – „a schöne Leich“, wie man zu sagen pflegt. Die Blasmusik der Feuerwehr ist in braunen Uniformen in militärischer Formation angetreten. Der Feuerwehrhauptmann spricht den Toten in seiner Rede direkt an und endet mit den Worten „nun wird Dich ein letztes Mal unsere Sirene zum Dienst rufen!“ Ich ergreife sofort die Hand meiner Frau und warne sie. Aus Erfahrung weiß ich, wie tief der Schreck sitzt,

wenn unerwartet in der Nähe eine Sirene losgeht. Anschließend wird der Sarg ins Grab gesenkt, mit Helm, und die Blasmusik spielt inbrünstig den in der Wehrmacht beliebten Hit „Ich hatt’ einen Kameraden!“ Wir schreiben das Jahr 2026!

Ich bin am Land groß geworden und habe die Erfahrung gemacht, dass es sehr schwer bis unmöglich ist, Menschen, die in Wien sozialisiert worden sind, die tiefere gesellschaftliche Bedeutung dieser Strukturen zu vermitteln. Auch in Wien stolpert man auf Schritt und Tritt

über Unverdautes aus Holocaust und Krieg, aber atmosphärisch erlebe ich hier eine fast unüberwindbare Differenz zwischen Stadt und Land. Je öfter ich aus dem Nahen Osten nach Österreich zurückkehre, desto stärker erlebe ich eine unüberwindbarer Differenz.

Ihre Sicherheit macht mich zornig

Immer mehr fühle ich mich unverstanden von guten Freunden in Österreich, die ich seit vielen Jahren kenne, weil mich deren „Betroffenheit“ an meine eigene von damals erinnert. Ihre „Sicherheit“ macht mich zornig. Immer wichtiger werden mir Freunde in Wien, die aus ihrer Geschichte heraus um die Komplexität, Fragilität und Verletzlichkeit Bescheid wissen, die gewaltsame Konflikte mit sich bringen oder ihnen zugrunde liegen. Dabei ist es unwesentlich, welcher Seite sie zugeordnet werden. Die, mit denen ich zu tun habe, sind nicht an Krieg interessiert – sie kennen ihn nämlich zu gut, aus eigener Betroffenheit.



FRIEDEMANN ARBEL DERSCHMIDT

Medienkünstler, Filmemacher und Kulturwissenschaftler. Derzeit arbeitet er am Forschungslabor Film und Fernsehen an der Akademie der bildenden Künste Wien. Er beschäftigt sich mit Fragen nach dem Erinnern und Erzählen. Sein Buch „Sag Du es Deinem Kinde - Nationalsozialismus in der eigenen Familie“ ist 2021 in zweiter Auflage bei Löcker erschienen. Stefan Fürthbauer

NEUNZEHN DISKRETE FRAGEN AN EVA MENASSE

Diesen Rat habe ich befolgt.

Vor Jahrzehnten, beim „Profil“, sagte „mein“ Ressortleiter Ernst Schmiederer zu mir: „Eva, probier mal etwas anderes.“ Das war seine höfliche Art, mir zu sagen, dass ich gerade dabei war, mir eine Masche anzugewöhnen. Es ist einer der besten Ratschläge geblieben – bei Weitem nicht nur fürs Schreiben. Ich habe es mir seither öfter selbst gesagt.

Das hätte ich lieber nicht gewusst.

Was manche, von denen ich dachte, sie kennen mich halbwegs, über mich auf Social-Media geschrieben haben. Ich habe ja extra nie teilgenommen an den digitalen Wirtshaus-schlachten. Aber manchmal schicken andere mir fürsorglich Screenshots. Bitte davon Abstand zu nehmen!

Das will ich noch lernen.

Italienisch auch zu sprechen – lesen und verstehen kann ich es ganz gut. Aber da es mir bisher nicht gelungen ist, ist es vielleicht nicht gar so wichtig und kann als unerfüllter Wunsch stehen bleiben.

In einem Roman über mein Leben fände sich folgende überraschende Wendung.

Ein interessanter Plot-Twist ist, wenn eine große Liebe spät und völlig unerwartet kommt. Ich glaube allerdings, man hat dann auch mehr von ihr.

Das ist für mich das schönste Wort der deutschen Sprache.

Schöne Wörter sind ein Hobby, ich führe Listen, jetzt muss ich qualvoll eins aussuchen ... Nehmen wir: Schreckschraube. Oder lieber Nackedei? Oder saumselig? Sich auseinander-setzen ist ein wirklich faszinierendes Verb ... Darf ich überdies verlangen, dass das Wienerische eine eigene Wertung bekommt? Spitzenreiter: papierln, Schastrommel, tramhappert.

Ein Zitat aus meinem Lieblingsgedicht.

„Als ich nachher von dir ging / an dem großen Heute / sah ich, wie ich sehn anfang / lauter lustige Leute.“ Brecht natürlich. In seinen Gedichten regiert „nur Sprache, die reine Sprache“, wie Robert Schindel einmal sagte, und ich habe das so verstanden: Er macht dauernd Sachen, die eigentlich verboten sind („sah ich, wie ich sehn anfang“), doch es ist klar, hier muss es genau so sein.

Das haben meine Eltern gut gemacht.

Mich sein lassen in der Pubertät und als junge Erwachsene. Sich wirklich (fast) nie einge-mischt. Damals habe ich das beinahe als Desinteresse empfunden, aber es war großmütig und hilfreich.



Gerade eben ist Eva Menasses Roman „Allein-ruhelage“ erschienen (Kiwi). [©Lena Giovanazzi/laif]

Ich fühle mich erwachsen, weil . . .

... ich mich gut auf mich selbst verlassen kann und gleichzeitig ein großer, stabiler und sehr liebevoller Freundeskreis für alle Notlagen bereitsteht.

Davor hatte ich früher Angst und jetzt nicht mehr.

Vor dem Fliegen; nicht untypisch, wenn die Kinder klein sind. Es sind verschobene Ängste, die einen daran erinnern, dass man niemals volle Kontrolle haben kann, über nichts. Heute sind sie so gut wie weg, aber neurotische Störungen können ja theoretisch wiederkommen.

Da werde ich schwach.

Kastanienreis. Die Nachspeise meiner Kindheit. War jahrzehntelang verschwunden und taucht heute wieder gelegentlich auf Speisekarten auf. Als ich vor Jahren in Budapest auf einem Festival war, servierten sie ihn mir jeden Tag, weil er dort offenbar nie aus der Mode gekommen ist.

Das hat mein Leben erleichtert.

Tatsächlich: älter zu werden. Gelassenheit ist

mir früher am meisten abgegangen, ebenso das viel genauere Wissen darum, was einem guttut und was man sich lieber nicht mehr antut, in vielerlei Hinsicht.

Darauf würde ich wetten.

Dass eine jüngere Generation den infamen Datenklau und die Dauerüberwachung durch die Tech-Konzerne eines Tages abzuwehren beginnt, durch Boykotte und/oder eigene Geräte, Programme und Netze.

Das traue ich mich nicht.

Segelfliegen. Siehe oben, Flugangst. Ich stelle mir vor, dass es wunderschön sein muss, aber dazu könnte ich mich wohl nicht überwinden.

Das mache ich, wenn ich nicht einschlafen kann.

Einschlafen kann ich eigentlich immer. Aber wenn ich mitten in der Nacht aufwache, lese ich die Zeitungen der letzten Tage nach.

Das würde ich tun, wenn mein größter Feind auf einer Bananenschale ausrutscht.

Ihm natürlich sofort aufhelfen. Das ist nicht nur moralisch geboten, sondern auch ein Triumph des eigenen Großmuts, vulgo: Genugtuung.

Das hätte ich gern und kann es mir nicht leisten.

Manchmal wünsche ich mir, meinem Kind eine teure Ausbildung bezahlen zu können, an einer tollen Uni im Ausland. Aber dann denke ich: Darum geht es ja eigentlich nicht – hätte es für mich etwas geändert? Den besten Weg für sich zu finden, liegt an anderen Dingen, vor allem an einem selbst.

Daran wird die Welt zugrunde gehen.

Die Welt vielleicht nicht, aber ein bedeutender Teil der Menschheit: an der Klimakatastrophe, gegenüber der wir uns benehmen wie die Menschen in diesem schaurig-wahren Film, wo ein Komet auf die Erde zurast. Da man sich nicht einigen kann, was zu tun ist, gibt man die Parole aus: „Don’t look up!“

Das wird sie retten.

Menschen haben immer wieder beeindruckende Lösungskompetenz bewiesen, aber meistens erst, nachdem bereits viel zu viele Opfer gebracht worden sind. Dass bisher noch immer ein Teil überlebt hat – die Eiszeiten, die Pest, die Weltkriege, die Atombomben und so weiter –, ist ja wirklich kein Trost.

Wer sollte diesen Fragebogen noch beantworten?

Barbara Albert.